In Russland ist eine Verfassung mehr als eine Verfassung

Wladimir Putins Reform setzt ein Modell fort, das in der Sowjetzeit Schule machte

ULRICH M. SCHMID

Die Abstimmung über die russische Verfassungsreform wäre auf den 22. April angesetzt gewesen. Wie so oft bei wichtigen Entscheidungen im Kreml hätte alles im Eiltempo geschehen sollen. Im Januar hatte Putin in seiner Rede vor der föderalen Versammlung eine Reihe von Vorschlägen zur Verfassungsreform formuliert. Anschliessend machte sich eine Gruppe von 75 Bürgern an die Ausarbeitung der Änderungen – ganz offensichtlich entlang vorgegebener Richtlinien.

Prominenz und nicht Kompetenz war das entscheidende Auswahlkriterium für die Mitwirkung in diesem Gremium. Nur gerade fünf Juristen waren mit von der Partie. Für Publikumswirksamkeit sorgten etwa die mittlerweile 83-jährige sowjetische Astronautin Walentina Tereschkowa und die ehemalige Stabhochspringerin Jelena Isinbajewa, die mit entwaffnender Offenheit bekannte, dass sie die Verfassung für ihre neue Aufgabe zum ersten Mal gelesen und dabei «viel Interessantes» entdeckt habe. Die aktuelle Reform reproduziert ein Muster aus der Sowjetzeit: Jeder Staatslenker wollte seine epochale Leistung in einer eigenen Verfassung festhalten. Vor der Oktoberrevolution hatte es in Russland zwar zaghafte Verfassungsexperimente gegeben, aber der absolutistische Herrschaftswille dominierte das Staatsdenken der Zaren bis in den Untergang.



Jedem KP-Generalsekretär seine Verfassung: Leonid Breschnew (links) und Nikita Chruschtschow auf dem Lenin-Mausoleum, Oktober 1964. HULTON / GETTY

Fatale Verschiebung

Am Anfang der russischen Verfassungsgeschichte steht ein Schweizer: Frédéric-César de la Harpe (1754–1838). Der Waadtländer Republikaner war der Erzieher des späteren Zaren Alexander I., der zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Grossfürstentum Finnland und in Kongresspolen eine Verfassung zuliess. Allerdings zerstörte der gescheiterte Dekabristenaufstand 1825 alle Hoffnungen auf eine konstitutionelle Monarchie im ganzen Zarenreich. Die Polen verloren ihre Verfassung nach dem Novemberaufstand 1830. Die Autokraten liessen das gesamte 19. Jahrhundert ungenutzt verstreichen und beharrten auf ihrem Gottesgnadentum und ihrer absoluten Souveränität.

> Ein Schweizer steht am Anfang der russischen Verfassungsgeschichte: Frédéric-César de la Harpe.

Erst die Revolution von 1905 führte zum sogenannten Oktober-Manifest, das die bürgerlichen Grundfreiheiten garantierte und die Einrichtung eines Parlaments vorsah. Das Wort «Verfassung» wurde bei diesen von aussen getriebenen Reformen allerdings tunlichst vermieden. Der letzte Zar, Nikolaus II., nutzte später auch jede sich bietende Gelegenheit, um das Parlament aufzulösen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs antwortete der Zar auf die Frage des britischen Botschafters nach seiner sinkenden Popularität: «Meinen Sie nun, dass ich das Vertrauen meines Volks zurückgewinnen muss, oder meinen Sie nicht vielmehr, dass mein Volk mein Vertrauen zurückgewinnen muss?»

Nach der Abdankung des Zaren nach der Februarrevolution 1917 hoffte die provisorische Regierung noch auf einen günstigen Kriegsverlauf. Die Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung wurde deshalb immer wieder verschoben. Dieser Entscheid erwies sich im Nachhinein als fatal, weil die Bolschewiken nach der Oktoberrevolution 1917 so freie Hand bei ihren Manipulationen erhielten. Ihre kürzeste Formel fand die bolschewistische Verfügungsmacht in der knappen Rechtfertigung, mit der die Konstituante in den frühen Morgenstunden des 19. Januar 1918 aufgelöst wurde: «Die Wache ist müde.» Eine sowjetrussische Verfassung wurde erst nach der Ausschaltung aller Gegner der Bolschewiken im Sommer 1918 verabschiedet.

Demontage der Freiheit

Nicht nur die Deutung, sondern auch die Inszenierung der Revolution erfolgte in Russland nach dem berühmten französischen Vorbild. Historische Darstellungen der Ereignisse von 1789 waren in den russischen Buchläden ausverkauft. Die Verfassung von 1918 setzte mit einer «Deklaration der Rechte der Werktätigen und Ausgebeuteten» ein und legte damit eine eigene Version der «Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte» vor. Auf Lenins Anregung wurde im Moskauer Stadtzentrum sogar ein «Freiheitsdenkmal» errichtet. Der Obelisk stand auf einem Sockel, an dem auf Bronzetafeln der Verfassungstext zu lesen war. Das Denkmal wurde allerdings im April 1941 demontiert, als sich das Land fest im Würgegriff des Stalinismus befand.

Stalin hatte bereits 1936 seine eigene Verfassung eingeführt, in der sich der Triumph der Ideologie über die Wirklichkeit äusserte. Die revolutionäre Entschlossenheit war in diesem Dokument der ruhigen Gewissheit gewichen, erfolgreich die erste sozialistische Gesellschaft in der Welt aufgebaut zu haben. Garantiert war nicht nur das Recht auf Arbeit, sondern auch das auf Erholung. Nominell tauchten zwar die bürgerlichen Freiheitsrechte auf, sie wurden aber sogleich wieder durch den Führungsanspruch der Kommunistischen Partei und die Unantastbarkeit der sozialistischen Gesellschaftsordnung konterkariert. Besonders prekär nahm sich der feierliche Ton der Stalin-Verfassung vor dem Hintergrund des Grossen Terrors von 1937 aus, dem mehrere hunderttausend Sowjetbürger zum Opfer fielen. Gleichzeitig wurde die Stalin-Verfassung im Ausland als grosse Errungenschaft des Sozialismus verkündet. Der Avantgardekünstler El Lissitzky gestaltete sogar eine Sonderausgabe der Propagandazeitschrift «USSR im Bau» zu diesem Thema.

Stalins Nachfolger Nikita Chruschtschow führte das sogenannte Tauwetter in die sowjetische Kulturpolitik ein. Er plante zwar ebenfalls eine eigene Verfassung, konnte sich aber nicht durchsetzen. Erst Leonid Breschnew legte im Jahr 1977 eine neue Verfassung vor, in der sich die neue Geschichts-Etappe des «entwickelten Sozialismus» spiegeln sollte. Breschnews Problem lag darin, dass Chruschtschow bereits 1961 den «Kommunismus in zwanzig Jahren» versprochen hatte. Der angekündigte Zeitpunkt näherte sich gnadenlos, der Kommunismus blieb als Gesellschaftsform aber immer noch in unerreichbarer Ferne. Deshalb sprach die epische Präambel der Breschnew-Verfassung verschleiernd von «wachsendem Wohlstand», «Annäherung der Klassen» und «faktischer Gleichheit der Nationen». Immerhin trat aber bereits ein erträumtes «Sowjetvolk» als Subjekt dieses Grundgesetzes auf.

Frankreich war Vorbild

Die derzeit geltende Verfassung stammt aus dem Jahr 1993 und ist – wie so viele Verfassungen in der Welt – in einer Situation politischer Wirren entstanden. Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Ideologie musste die dringendste Gefahr abgewendet werden: dass nämlich die Russländische Föderation genau wie die Sowjetunion auseinanderfallen würde. Deshalb war bei der Ausarbeitung der postsowjetischen Verfassung die französische Fünfte Republik Vorbild.

Charles de Gaulle hatte 1958 eine autoritäre Verfassung in Kraft gesetzt, die vom damaligen Oppositionsführer François Mitterrand provokativ als «coup d'état permanent» kritisiert wurde. Neben dem französischen Vorbild fanden aber auch andere Inhalte Eingang in die russische Verfassung von 1993. So zitiert Artikel 2, der die Rechte und Freiheiten des Menschen als «höchsten Wert» definiert, deutlich den berühmten ersten Artikel des deutschen Grundgesetzes. Artikel 7 führt die sozialistische Tradition des Sowjetstaates weiter. Die gültige russische Verfassung ist mithin eine Collage aus autoritärer Ermächtigung, posttotalitärem Menschenrechtspathos und erneuertem Vertrauen in die staatliche Fürsorge.

Die nun von Putin angestossene Verfassungsreform führt die Tradition der sowjetischen Generalsekretäre fort. Auf dem Höhepunkt der Macht gossen sie ihr historiosophisches Narrativ in einen Verfassungstext. Für Putin steht nicht mehr wie für Breschnew die Schaffung eines «sowjetischen», sondern eines «russländischen» Volkes im Vordergrund. Die Geschichte ist aus seiner Perspektive an ein Ende gekommen. Russland hat alle möglichen Staatsformen ausprobiert: die mittelalterliche Stadtversammlung, die Monarchie, die Sowjetdiktatur und die Demokratie der neunziger Jahre.

> Der heutige Staat präsentiert sich als Synthese aller bereits bekannten politischen Ordnungen.

Der heutige Staat präsentiert sich nun als Synthese aller bereits bekannten politischen Ordnungen. Zusammengehalten wird der Vielvölkerstaat der Russländischen Föderation durch die russische Kultur. Explizit nennt der neue Verfassungstext erstens die Sprache des «staatsbildenden Volkes», also der Russen; zweitens die «tausendjährige Geschichte», die auch die Kiewer Rus auf dem Gebiet der heutigen Ukraine einschliesst; sowie drittens den Glauben an Gott (ein Mitglied der Verfassungskommission hatte sogar vorgeschlagen, die russische Orthodoxie als wichtigste Religion zu erwähnen). Dass Präsident Putin nun bis 2036 im Amt bleiben kann, erscheint neben dem Festschreiben der eigenen Gesellschaftsvision in der Verfassung als angenehmer Seiteneffekt.

Ulrich M. Schmid ist Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands sowie Prorektor Aussenbeziehungen an der Universität St. Gallen.

Auf geht's, zum Friseur

Mit der Verwahrlosung unserer Frisuren soll es ein Ende haben

PAUL JANDL

Sie mögen oft exzentrische Namen haben, aber noch nie haben sie uns so sehr ein Gefühl der Normalität gegeben wie jetzt. Die Friseure. Sie sperren ihre Türen wieder auf, und während sie sich über ihre Terminlisten beugen, wissen wir längst, dass unsere Sehnsucht nach dem wilden Leben Grenzen hat. Auch wenn wir in der neuen Normalität leben, wollen wir ein Stück der alten zurück. Wir wollen die Routinen von Waschen, Schneiden, Legen zurück. Wir wollen wieder zivilisierte Menschen sein.

Wir, die wir auf den blossen Planken unserer Wohnung durch die Krise treiben, schauen aus wie Schiffbrüchige. Kai Pflaume trägt jetzt Pony, Merkel hat Spliss. Die gehobene Zoom- und Streaming-Prominenz hat Frisuren, die sich an den Bücherregalen hinter den Köpfen entlangranken. Während wuschelige Virologen mit jedem Tag an Interessanz gewinnen, bleibt unsereins auf Frisuren sitzen, die wir das letzte Mal 1982 hatten.

Nicht mit mir!

Mein Friseur hat wieder offen, lässt aber keinen hinein. Nur mit Voranmeldung per SMS. «Keine Laufkundschaft!», steht gross an seiner Tür. Dass ich nicht nur durch meine Frisur, sondern auch durch ein Schild gedemütigt werde, ist ein starkes Stück. Durch die Glasscheibe kann ich meinen Gesichtsmasken-bedeckten Friseur sehen, wie er einen Kunden bearbeitet, der ebenfalls Gesichtsmaske trägt. Wäre ich das Ordnungsamt, würde ich denken: Alles in Ordnung. Weil ich Kunde bin, denke ich: So nicht! Nicht mit mir! Ich werde keine SMS schreiben.

Mein Friseur heisst Harald. Vergeblich habe ich ihm einzureden versucht, seinen Salon doch «Haarald» zu nennen. Damit er mit der lustigen Konkurrenz von «Kamm in», «Schmetthairling» oder «Lock'n'Roll» konkurrieren kann. So etwas interessiert meinen Friseur nicht. Er spricht lieber über seine Mutter. Er spricht auch mit seiner Schwester über seine Mutter. Die Mutter mag beide nicht, und so ist es ein gleichschenkliges Dreieck der Abneigung, das die Telefonleitungen zwischen Wien, Berlin und Bochum blockiert. Zu Weihnachten, kurz vor meinem letzten Termin, feierten Bruder und Schwester gemeinsam unter einem von der Frisiersalondecke hängenden Tannenbaum. Ein Fiasko. Und dann kam Corona.

Was wir an den Friseuren haben, merken wir erst, wenn wir sie nicht mehr haben. Das Parlando an der Spülmuschel oder beim Effilieren ist durch nichts zu ersetzen. Ausser durch Schweigen. Ein Freund von mir wechselt jedes Mal den Friseur, weil er fürchtet, dass er wiedererkannt und in ein Gespräch gezogen wird. Friseure sind gefährliche Gesprächspartner. Eine natürliche Sensibilität mischt sich mit der Ereignislosigkeit ihres Arbeitsalltags. Ich kann die Reserviertheit meines Freundes verstehen, bin aber kein Gesprächsverweigerer. Man lernt die Menschen kennen. Mein Wiener Friseur ist dreimal vom Pferd gefallen und seiner Arbeit bisweilen mit abenteuerlichen Bandagen nachgegangen.

Normalisierung erst im Herbst

Ein anderer war in seinem Vorleben Konditor. Man hat es den Frisuren angemerkt. In Salzburg habe ich den Frisiersalon mit der Bestsellerautorin Hera Lind geteilt, die zum Haarschnitt salzige Näschereien gereicht bekam. Das sind die Exaltiertheiten der Prominenz, aber wie gesagt: Beim Friseur lernt man die Leute kennen.

Ich werde meinem Friseur doch eine SMS schreiben. Bevor die bulgarische Terminmafia den Markt übernimmt. Man hört schlimme Dinge. Es soll Monate dauern, bis man drankommt. Wenn es stimmt, was die Experten sagen, steht das Frisurenprofil in direktem Verhältnis zu den Kurven, die man jetzt überall sieht. Vor dem Herbst ist mit einer nachhaltigen Abflachung nicht zu rechnen.